

Unsere Kriegserlebnisse.

Else Gaebler, Stühengrün i. Erzgebirge.

Es war in Madras in den ersten Tagen des August 1914. Wir waren gerade von Kodaikanal zurückgekommen, wo wir zwei wunderschöne Monate der Ruhe und Erholung auf den kühlen blauen Bergen im Kreise lieber Missionsgeschwister verlebt hatten und uns erholen durften von der Gluthitze der Ebene, um neue Kräfte zu sammeln zu, wie wir hofften, neuer, ruhiger Arbeit in dem unruhigen Madras.

Da brachten Telegramme und Extrablätter der großen englischen Tageszeitung, der „Madras-Post“, und vieler anderer Blätter die Kunde vom Ausbruch des Weltkrieges auch nach Indien. Überall, unter Weißen und Braunen, herrschte große Erregung, und in alle unsere Gespräche, in unsere Gedanken, in die aufsteigenden Sorgen drängte sich immer wieder die eine bange Frage: Was wird England tun?

Nicht lange dauerte es, da war die Entscheidung da, und wir sollten bald merken, dass wir über Nacht aus gleich-gestellten Freunden und Mitarbeitern Feinde geworden waren, denen man nicht mehr trauen durfte. Bis jetzt hatten wir nie mit der Polizei zu tun gehabt, jetzt waren Polizisten unsere täglichen Gäste!

Es regnete Verordnungen und Vermahnungen über unser Reisen und die dazu nötigen Reisepässe, über unsern Verkehr mit den Eingeborenen, für den uns die größte Vorsicht und Zurückhaltung eingeschärft wurde; wer Schusswaffen hatte, musste diese abliefern - so liegen auch meines Mannes Gewehr und Tesching noch im Polizeiamte in Madras. Unsere Missionare, an manchen Orten auch ihre Frauen, mussten schriftlich versprechen, nichts gegen England zu unternehmen, die Regierung verlangte eine Liste sämtlicher in Indien anwesender Missionsangehörigen, mit einem Male blieb die deutsche Post aus, ja, wir erfuhren gar bald, dass es Krieg gab und dass wir in Feindesland waren.

Und es dauerte nicht lange, da kam die Kunde von den ersten Internierungen Deutscher, mit der freilich die Missionare zuerst noch verschont blieben. Bald trat unser Missionskirchenrat zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen, um über möglichste Einschränkungen in den Ausgaben zu beraten, womöglich neue Geldquellen ausfindig zu machen, und zu überlegen, wie man unsere Gemeindeglieder mehr als bisher zu Abgaben und zu Beiträgen z. B. für die Erziehung ihrer Kinder in unsern Schulen heranziehen könne.

Uns persönlich brachte der Krieg Anfang Oktober 1914 unsere Versetzung nach Villupuram, aus der großen Weltstadt mit ihrem lebhaften Getriebe in das kleine Landstädtchen, aus der Weite in die Enge! Das war ein schwieriger Umzug, mein Mann viel fieberkrank und bettlägerig, das Haus voller Gäste, im Krankenhause lagen liebe Kranke, die sich so sehr über jeden Besuch freuten - dabei Backen usw., und dann der schwere Abschied aus liebgewordenen Verhältnissen! - Aber bald hatte man sich am neuen Orte zurechtgefunden, und wie freuten sich unsere Gemeindeglieder, dass sie nun wieder ihren eigenen „Gijer“ hatten, denn seit einem halben Jahre verwaltete der Missionar von Kudalur Villupuram mit für den auf Urlaub in Deutschland weilenden Missionar Frölich.

Natürlich gab es gar viel zu tun - mein Mann hatte sich in die neue Station mit ihren mancherlei schwierigen Verhältnissen einzuarbeiten, ich besorgte das Auspacken und Einräumen, wozu doch die rechte Freude fehlte beim Gedanken an die große Ungewissheit unserer Zukunft. - Dazu setzte pünktlich am 15. Oktober eine ganz ungewöhnlich heftige Regenzeit ein, so dass unser Haus tagelang wie eine Insel im Wasser stand, überall regnete es durch, und auch fast alle Kapellen und Lehrerhäuser auf der Station wie im Distrikt hatten schadhafte Dächer und verlangten dringend kleinere und größere Reparaturen, was mit viel Arbeit und mancherlei Verdruss verbunden war. Schwer lag die Sorge um unsere Kinder daheim auf uns. Fast drei Monate lang hatten wir keine Nachricht erhalten, da lag plötzlich eines Morgens ein kurzer über Leipzig gesandter Brief vor uns. Das war im Oktober.

Dann kam wieder eine lange Pause - kein Weihnachtsgruß kam herüber, das erste Mal in unserer ganzen indischen Zeit! - erst der Februar brachte wieder Kunde von den Lieben daheim, dann kam öfter einmal, etwa alle ein bis zwei oder auch drei Monate, ein Brief oder eine Karte durch als „Kriegsgefangenensendung“ oder auf Umwegen durch bekannte und unbekannte Freunde. Wir durften englische Karten über Bombay senden, die aber sehr vorsichtig abgefasst werden mussten, sonst verschwanden sie unweigerlich in dem großen Papierkorb des gestrengen englischen Zensors. Sogar der Briefverkehr der Engländer selbst stand unter strenger Aufsicht, und es ist vorgekommen, dass ein Engländer von einem Brief einer Tante in England nur die Einleitung bekam, der Zensor fügte hinzu, seine Tante sei zu schwatzhaft, den ganzen Brief könne er daher nicht bekommen.

Mittlerweile waren Basler und Breklumer Missionare in Ahmednagar interniert worden, ihre Frauen und Kinder brachte man an verschiedenen Orten unter und schickte sie schließlich in die Lager von Bellary und Belgaum und nach Kodaikanal (abgekürzt: Kodi), drei von unsern Missionaren wanderten auch nach Ahmednagar, die drei ältesten Hermannsburger Missionare saßen drei Monate in der Festung St. Georg in Madras und kamen schließlich nach Kodi, - wann würde nun uns dasselbe Schicksal treffen?

Allerlei Gerüchte kamen auf über die Internierung Aller, Verschickung nach Australien, der eine wusste dies, der andere das! Schließlich verlangte die Regierung, dass jeder Missionar zwei englische Beamte als Bürgen für sein Wohlverhalten stellen solle, - doch dann machte sie die obersten Distriktsbeamten für ihre Missionare verantwortlich, die auch teilweise ganz energisch für sie eintraten. So war es ein Trost, zu sehen, wie manche von ihnen die Hand über sie hielten und sie bis zuletzt auf ihren Stationen ließen, wie z. B. die Kollektoren (Kreisdirektoren) von Tanjore und Trichinopoly. Der unsrige, der in Kudalur wohnte, war ein Mohammedaner, ein feiner, lebenswürdiger, älterer Mann, der aber - eben als Mohammedaner - den Engländern gegenüber eine sehr schwierige Stellung hatte, er sagte mir selbst einmal, dass er sehr vorsichtig sein müsse, natürlich um nicht in den Verdacht der Deutschfreundlichkeit zu kommen!

Die englischen Zeitungen zu lesen kostete eine Überwindung, oft brachte man es gar nicht fertig, so ekelten einen das Geschimpfe und Verhetzen, die gemeinen Ausdrücke, Schmähungen und Verhöhnungen alles dessen an, was deutsch war, und aller derer, die einen deutschen Namen trugen. Leider standen auch viele englische

Missionare gegen uns, und nur wenige fanden den Mut, öffentlich für uns einzutreten.

Im August erreichte die Hetze der Presse gegen die Deutschen, Laien wie Missionare, ihren Höhepunkt, und nun war auch die Regierung mürbe geworden, die Zeitungen vom Sonntag, den 15. August 1915, brachten die Nachricht - eine Regierungsorder, die sie im Wortlaut mitteilten -, dass alle deutschen Männer im Alter von 17 bis 45 Jahren interniert, die übrigen aber und Frauen und Kinder in ihre Heimat abgeschoben werden sollten. Zwei Tage später brachte uns die Post die Bestätigung dieser Meldung, nämlich den schriftlichen Befehl, dass wir in vier Wochen zur Abreise nach Deutschland fertig zu sein hätten, der nach einigen Tagen dahin ergänzt wurde, dass wir nur das für die Reise Nötigste mitnehmen dürften.

Was aber sollte mit unsern Sachen, mit dem ganzen Haushalt werden? Die Regierung wollte dafür die Verantwortung nicht übernehmen und wünschte Verkauf. Da wanderte denn ein Stück nach dem andern für ein Spottgeld aus dem Hause hinaus zu den Eingeborenen, die mit dem ihnen angeborenen Handelsgeiste die niedrigsten Preise herauszupressen verstanden mit dem ausgesprochenen oder auch nur gedachten: sie *müssen* ja fort, und sie *müssen* verkaufen. Noch heute ist mir wehmütig zu Sinne, wenn ich daran denke, was wohl aus meinen Möbeln, Küchensachen, Geschirr usw. unter den eingeborenen Händen geworden sein mag!

Öfter erschienen Polizeibeamte, um die für die Pässe nötigen Feststellungen zu machen, wir wurden photographiert und gemessen; allerlei Verordnungen, die Reise betreffend, erschienen, und so kam Mitte September heran, aber der Befehl zur Abreise ließ auf sich warten. Es war wohl doch nicht so leicht und so einfach, für eine so große Reisegesellschaft passende Reisegelegenheit zu finden. Und so wurde weiter gewartet und gewartet bis in den November hinein mit gepackten Kisten und Koffern (mittlerweile war nämlich genau angegeben worden, was und wie viel mitgenommen werden durfte, natürlich so spät, dass vieles, was man noch hätte mitnehmen können, schon verkauft war).

Wie ging nun unterdessen die Missionsarbeit weiter? Viel Bewegungsfreiheit hatte der Missionar nicht, ohne Reisepass vom Kollektor durfte er seine Station nicht verlassen, und der ließ oft lange auf sich warten, oder er blieb ganz aus. Aber die Gemeindeglieder durften ungehindert zu ihrem Missionar kommen, und so musste dieser eben durch den Pastor und die Lehrer arbeiten, die sich in diesen schweren Zeiten wohl bewährt haben, und sie noch mehr als bisher anleiten und zur Selbständigkeit führen. Und es waren und sind wirklich bitter schwere Notzeiten für unsere armen Missionsangestellten, deren Gehalt schon in normalen Zeiten kaum langt, und die nun auch schon im dritten Jahre viele, viele Entbehrungen bei den hohen Preisen für alle Lebensmittel, wie Reis, Gewürze, Früchte, das Zugemüse tragen müssen; auch die Kleidungsstücke und alles andere stiegen im Preise.

Schon damals, d. h. vor fast 2 Jahren, fehlten deutsche Medicinen und Chemikalien, deutsche Farben, deutsche Maschinen und vieles andere wie Seifen, Glaswaren, Blei- und Schieferstifte! Da ist allerdings Japan eingetreten, aber es wurde viel geklagt über die schlechten, wenn auch billigen Waren, und die eingeborenen Käufer und Verkäufer jammerten nach den billigen und guten deutschen Sachen. Und wie so vieles nicht oder nur in beschränktem Maße eingeführt werden konnte, so fehlte andererseits das Absatzgebiet für viele indische Erzeugnisse, z. B. die Erdnüsse,

deren Anbau für die ländliche Bevölkerung in und um Villupuram eine Haupterwerbsquelle bildet. Früher pflegten die dortigen Tagelöhner zur Zeit der viel Arbeit und Verdienst bringenden Ordnusernte ihre im Laufe des Jahres gemachten Schulden zu bezahlen, jetzt müssen sie neue dazu machen — so wirkt dieser Weltkrieg bis in die kleinste, ärmlichste Hütte eines elenden indischen Dörfleins.

Endlich im November 1914 verdichteten sich die Vermutungen und Gerüchte über unser Schicksal zu bestimmten Nachrichten, die Zeitungen meldeten, dass die „Golconda“, ein altes englisches Schiff, in Kalkutta für den Transport der Deutschen instand gesetzt würde, das Datum der Abfahrt von dort wurde festgesetzt, auch wir in der Madras-Präsidentschaft bekamen bestimmten Befehl, uns fertig zu halten, bis eines Tages auch uns der Tag der Abreise mitgeteilt wurde, an demselben Nachmittage jedoch brachte uns dann ein Telegramm die Nachricht, dass aus dem Süd-Arkat-Distrikt niemand abreisen würde. So hatten Sellers, Frau Hammitzsch und ihre beiden Kinder und wir noch zu bleiben, und ebenso erging es den Deutschen im Madura-Distrikt, also den vielen in Kodi Internierten.

In der Nacht zwischen dem 22. und 23. November standen wir bei strahlendem Mondschein auf unserm Bahnhof, um von unsern nach Madras zur Heimfahrt mit der „Golconda“ reisenden Missionsgeschwistern Abschied zu nehmen. Der sie begleitende Polizeioffizier erlaubte uns, mit ihnen zu sprechen, ein halbes Stündchen stand der Zug, dann brauste er davon, und mit gemischten Gefühlen, wehmütig und doch fröhlich, blickten wir ihnen nach. Wie freuten sich unsere Christen, dass sie ihren Missionar noch behalten hatten, und wir waren herzlich dankbar, dass wir unsere Arbeit noch einige Monate länger tun durften.

Allerlei Gerüchte über unsere baldige Internierung in Belgaum oder Kodi verstummten auch jetzt nicht, ja, wir wurden offiziell gefragt, ob wir die für ein Leben im „Lager“ nötigen Sachen, wie Möbel und Betten, Geschirr, Wäsche usw. hätten, so dass man aus der Unruhe und Ungewissheit nicht herauskam.

So kam das liebe Weihnachtsfest heran, das wir trotz aller Not und Sorgen der Zeit doch fröhlich mit unsern Gemeinden feiern durften. Liebe Freunde hatten uns vor ihrer Abreise Gaben in die Hand gelegt, um den Ärmsten unter unsern vielen Armen ein Weihnachtskleid geben zu können; seit Wochen hatte ich aus allerlei Zeugresten große und kleine Betelbeutel genäht, die bei keinem Weihnachtsfest fehlen dürfen, und es machte mir oft Spaß, wenn die alten Witwen mir zusahen und so begehrliehe Blicke darauf warfen und dann schüchtern anfangen: „Amma, jennakku perija pei kodungel! Mutter, geben Sie mir doch einen großen Beutel!“ „Jen - warum?“ frage ich. „Nan rombu weikke wöndum - ich muss viel hineintun“, ist die Antwort. „An pei jennakku catu - zeige mir doch einmal deinen Beutel“, ermuntere ich sie. Und da zieht sie einen zerrissenen, schmutzigen Beutel heraus und breitet dessen Inhalt vor mir aus: Betelblätter und die dazu gehörigen Arekanüsse, ein Büchschchen mit Kalk, eine Zange zum Zerkleinern der Nüsse, einige Stangen Kautabak und einige Kupfer-Pfennige, ihr ganzer Reichtum - und da sehe ich wohl ein, dass für diese Schätze ein recht großer Beutel nötig ist, und strahlend zieht die Alte ab mit dem Versprechen, dass sie den großen Beutel, den sie sich sogar selbst aussuchen durfte, auch wirklich bekommen wird.

In der mit Palmzweigen und bunten Papiergirlanden festlich geschmückten, frisch geweißten kleinen Kapelle versammelten wir uns dann alle zu den schönen

Festgottesdiensten, zu denen freilich nicht wie daheim die Glocken eingeladen hatten, sondern nur das Tasa, eine Messingscheibe, die durch Anschlagen mit einem Holzklöppel zum Tönen gebracht wird.

Und fröhlich zog jeder heim mit seinen bescheidenen Gaben. Wie gern hätten wir mehr gegeben, wenn nur das Geld nicht so knapp gewesen wäre. Und die sonst Jahr für Jahr mit Sehnsucht erwarteten und bei ihrer Ankunft freudig begrüßten großen Weihnachtskisten aus Leipzig fehlten ja auch mit ihrem reichen Inhalt an Kleidungsstücken, mit denen man so manche geheime und offene Not hätte lindern können.

Nun waren wir in das neue Jahr 1916 eingetreten, nicht ahnend, was uns schon der Januar bringen würde. Am 16. früh, einem Sonntag, kamen wir aus der Kirche, da stand der Polizeiinspektor, ein eingeborener Christ, vor der Tür und brachte meinem Mann den schriftlichen Befehl, dass er sich zur Abreise nach Madras mit dem Nachtzuge fertig machen müsse.

Das kam uns gänzlich unerwartet, und auch unter unsern Christen erhob sich lautes Weinen und Klagen, dass sie nun auch ihren „Vater“ verlieren sollten. Unter viel Arbeit aller Art verging der Tag nur zu schnell, und bald schlug gegen Mitternacht die Abschiedsstunde, da mein Mann sich losreißen musste von seiner Gemeinde, dem Samulenlande, von seiner Lebensarbeit!

Der Polizeiinspektor kam, die Sachen wurden verladen und auf die Bahn gebracht, ein letztes Gebet mit den vielen Gemeindegliedern, die es sich nicht nehmen lassen wollten, ihren Missionar zur Bahn zu geleiten, dann ging es hinaus in die Nacht, und bald stand ich allein auf dem Bahnhofe und musste allein in mein stilles Haus zurückkehren. Viel Liebe und Teilnahme haben mir unsere Christen und die uns bekannten Heiden und Mohammedaner erwiesen, die es gar nicht verstehen konnten, wie man Mann und Frau so trennen konnte.

An Arbeit fehlte es mir nicht. Ich hatte alles von neuem zu packen, Herr Sandegren, der schwedische Missionar, kam, die Station zu übernehmen, und wollte über vielerlei Fragen Aufschluss haben, die Lehrer kamen und gingen, die Armen wollten weiter versorgt sein, in Haus und Garten gab es noch mancherlei zu richten und in Ordnung zu bringen - so verging die Zeit gar schnell!

Nach 14 Tagen etwa kam Frau Seller, die in Sidambaram auch allein saß, mit ihrem kleinen Gottfried und ist bis zuletzt bei mir geblieben. Auch von oben her wurde es wieder lebhaft, ich weiß nicht, wie viel Verordnungen und Erlasse, betr. unserer Reise, des Datums der Abreise, des Reisegepäckes und vieler anderer Sachen ich in diesen letzten zehn Wochen erhalten habe! Mitte Februar kam der oberste Polizeibeamte unseres Distrikts, der Polizeisuperintendent, um unsere Kisten auf ihren Inhalt zu untersuchen, damit wir nicht etwa verbotene Dinge, wie photographische Apparate, Aluminiumgegenstände usw. (es war uns eine lange Liste von verbotenen Sachen zugegangen) auszuführen versuchten.

Er war ein Engländer, ein feiner, liebenswürdiger Mann, der uns unsere Lage möglichst zu erleichtern suchte und uns auf manche Frage bereitwillig Auskunft und gute Ratschläge gab. Er sagte mir, dass er es nicht für möglich gehalten habe, dass man meinen Mann noch internieren würde. Es war aber gegen die Militärbehörde,

die behauptete, das Dienstalter in Deutschland sei auf 55 Jahre heraufgesetzt und mein Mann daher noch militärpflichtig, nichts zu machen. Einige Tage später kam er dann nochmals, um unsere Kisten vorschriftsmäßig zu adressieren, zu versiegeln und abzusenden.

Da der Termin der Abreise immer wieder verschoben wurde, oft im letzten Augenblicke, glaubten wir schließlich nichts mehr, bis endlich die „Golconda“ wirklich zurückgekehrt war und im Hafen von Bombay lag, von wo aus die Abreise des zweiten Transports von Deutschen erfolgen sollte. Zehn Tage später, d. h. am 27. März, schlug auch mir die Abschiedsstunde. Am Montag früh um neun Uhr mussten wir, Frau Seller und ihr Kind und ich, auf dem Bahnhof von Villupuram sein. Die Polizei holte uns und unsere Sachen frühzeitig ab, und nach einem kurzen herzlichen Gebet unseres lieben Pastors ging es fort.

Da hieß es auch für mich, Abschied nehmen von der lieben Missionsarbeit, von unsern Christen, von unserer lieben zweiten Heimat. Ja, eine Heimat war uns Indien geworden, und oft wandern die Gedanken hinüber zu all den lieben Bekannten weiß und braun! Und manche Frage wird laut, wie mag es ihnen allen gehen: unserm alten treuen Koch Asierwadam, der 20 Jahre mit seinem Herrn viel Freude und viel Leid getragen hat, dem treuen, eifrigen Pastor Samuel Pakiam mit seiner großen Kinderschar, dem fleißigen, unbedingt zuverlässigen Lehrer Njanarettinam und seiner Frau, die einst als Mädchen in unserm Hause arbeitete, all den armen, darben den Lehrern mit ihren großen Familien, unsern vielen Armen, wie der blinden Maria, der immer kranken Martha, der lahmen Maria, dem Krüppel Jakob, und wie sie alle heißen, denen wir so manches Mal den Hunger stillen durften, wie werden sie alle durchkommen in diesen schweren Zeiten?

Eine Anzahl unserer Christen hatte sich auf dem Bahnhof eingefunden, um ihre „Ammal“ abreisen zu sehen. Gar bald brauste der Extrazug heran, der schon ziemlich besetzt war mit etwa 60 Frauen und Kindern aus Kodi und 10 Nonnen aus Travancore, die später auf dem Schiffe stets bereit waren, müden und angespannten Müttern bei der Pflege und Wartung der oft so unruhigen Kinder beizustehen. Neben dem Bahngelände war ein Zelt aufgeschlagen und dort ein Frühstück für alle Reisenden bereitgehalten, dem tapfer zugesprochen wurde.

Unser Polizeieinspektor übergab uns dann dem Polizeioffizier, der den Zug bis Bombay begleitete, und wir erhielten unsere Plätze angewiesen. Die letzten paar Minuten vergingen schnell, das Zeichen zur Abfahrt erscholl, die letzten von Tränen erstickten Abschiedsgrüße und Segenswünsche zwischen der abreisenden Missionarsfrau und ihren „Kindern“ wurden gewechselt, und bald lag Villupuram und damit dieser Lebensabschnitt hinter mir; es ging heim, aber damit zugleich einer unsichern, unbekannteren Zukunft, einem neuen Leben entgegen. Gott allein weiß, ob wir noch einmal zurückkehren dürfen in unsere liebe Arbeit, zu unsern lieben, braunen Christen!

Wie wir während der Kriegsjahre in Indien nicht über schlechte Behandlung von Seiten der englischen Beamten zu klagen gehabt hatten, so wurden wir auch auf der ganzen Reise anständig behandelt. Die Verpflegung während der zweitägigen Bahnfahrt war gut und reichlich, wir hatten in den geräumigen Wagen zweiter Klasse auch genügend Platz, dass wir uns nachts zum Schlafen niederlegen konnten, aber die lange Fahrt wirkte doch sehr ermüdend, besonders nach den letzten

anstrengenden, heißen Tagen und den vielen halb durchwachten Nächten, die der Reise vorangegangen waren.

Auf verschiedenen Stationen kamen während der Fahrt noch neue Trupps von Frauen und Kindern dazu, die auch heimgeschickt werden sollten, und uns alle bewegte die Frage: Wie wird es mit „unsern Männern“ werden, wann werden wir sie, die in Ahmednagar Internierten sehen?

Es war in der zweiten Reisenacht, etwa um drei Uhr; wir standen auf dem Bahnhof von Dhond, da flog das Wort durch unsern Zug: „Drüben stehen unsere Männer!“ Und wirklich, auf dem Bahnsteig gegenüber stand der Zug, der die heimzusendenden Männer von Ahmednagar nach Bombay bringen sollte, gleich darauf setzte er sich in Bewegung, fuhr an uns vorbei - ein fröhliches Grüßen und Winken herüber und hinüber, dann wurde er vor unseren Zug gespannt, und so fuhren wir nach Poona, wo ein großes Zelt aufgeschlagen und ein ordentliches Frühstück für alle die hungrigen Reisenden hergerichtet war.

Skaun stand der Zug, da waren die Männer auch schon draußen und auf der Suche nach ihren Lieben. Das war ein bewegtes Wiedersehen nach langer, schwerer, banger Trennung. Mancher Vater sah sein Kindchen zum ersten Male, das ihm doch schon hätte entgegenlaufen können, wenn es sich nicht vor dem fremden Manne gefürchtet hätte! Die größeren Kinder waren selig, den lang entbehrten Vater wieder zu haben, die kleineren, die längst vergessen hatten, wie der Vater, von dem so oft gesprochen wurde, aussah, versteckten sich ängstlich hinter der Mutter, und in manchen Fällen dauerte es wochenlang, bis sie den Vater anerkannten und zutraulich wurden. Noch einmal eine kurze Trennung, und nun ging es in wundervoller Fahrt die Berge hinunter nach Bombay, wo, als wir zum Hafen fuhren, die „Germans“ angegafft und angestaunt wurden wie wilde Tiere, und bald waren wir auf der schwarzen, durch ihre erste Fahrt übelberüchtigten „Golconda“, ohne dass man uns mit der angedrohten strengen und gründlichen Untersuchung von Person und Sachen behelligt hatte. Da wir schon daheim Kabinen- und Bettnummern bekommen hatten, wussten wir bald, wohin wir gehörten. Eine Kabine erster Klasse neben dem Speisesaal nahm uns auf, d. h. Frau Dürr (Basler Mission) und ihren 6-jährigen Jungen, Frau Heller mit dem über ein Jahr alten Gottfried und mich, und gegenüber hausten unsere Männer und ein österreichischer Arzt, der lange in Regierungsdiensten in Indien gewesen war. Kabine erster Klasse, das klingt sehr schön und vornehm, aber wenn der Raum, der ursprünglich für nur zwei Personen bestimmt war, nun für fünf reichen soll, so ist das reichlich knapp! Und manch eine aus dem Zwischendeck, die uns um unsere erste Klasse beneidet hatte, zog doch nachher ihre eigene, geräumige Kabine vor, wenn sie sie auch mit vielen teilen musste, nachdem sie unsere „fürstliche“ Enge besichtigt hatte.

Die erste Nacht hatte ich in meinem neu eingebauten, oberen Kastenbett zugebracht, dann hatte ich genug, und ich habe dann Nacht für Nacht oben auf dem Deck, auf dem Boden auf Decken liegend, geschlafen, und mit mir noch einige andere Damen, denen es in ihrer Kabine erster Klasse ebenso ging. Auch viele Herren, die in engen, dumpfen Löchern zwei Treppen tief hinten im Schiff untergebracht waren, haben stets oben geschlafen, und es wurde dann so eingerichtet, dass die linke Seite des Mitteldecks von zehn Uhr ab den Damen, die rechte von elf Uhr ab den Herren als Schlafraum zur Verfügung stand. Einen Nachteil hatte freilich die Schlaferei an Deck, jeden Morgen um fünf Uhr erschienen braune Matrosen und setzten als

Einleitung zum Deckwaschen das ganze Deck unter Wasser. Da hieß es schnell nach unten flüchten, meistens konnten wir gleich baden, und um sechs Uhr gab es schon Kaffee oder Tee mit Brot und Butter.



**Postcard
Golconda**

Built in 1888 by William Doxford & Sons, Sunderland.

Tonnage: 6,037g, 3,960n, 6,000dwt.

Engine: Triple Expansion by Builder, 4,360 I.H.P., 13 Knots.

Launched 8th February 1887, Completed September 1888, Yard No 166.

**Golconda 1887 - 1915 became Indian Government transport,
1916 sunk by mine in North Sea, 19 lives lost.**

Die Verpflegung war reichlich, die Speisen wurden aber leider wenig sorgfältig zubereitet, und von Abwechslung war nicht die Rede. Da gab es denn oft Spaß, wenn wir bei Tisch saßen und über das ewige Kürbis- oder andere Gemüse seufzten, wie sich manche ausmalten, was sie zu Hause alles essen wollten! Wie fielen dann alle über den pessimistischen Warner her, der mit seinem: „Kinder, glaubt doch nicht, dass es das in Deutschland noch gibt“ so gar keinen Glauben fand bei der fröhlichen Jugend.

Aber im großen und ganzen waren wir doch froh und dankbar, dass wir es noch so gut hatten, und wenn mal einer stöhnte, so hieß es sicher aus irgendeiner Ecke: „Sei nur zufrieden, wenn du in Ahmednagar gewesen wärest, würdest du nichts sagen!“ Aus solchen gelegentlichen Bemerkungen konnte man ersehen, wie schwer es doch dort gewesen war, und in herzlicher Teilnahme gedenkt man der Vielen, die noch immer dort in der Hitze der Tropen schwachten! Es war eine bunte Gesellschaft, die auf der „Golconda“ zusammengebracht war, Reiche und Arme, Alte und Junge, Gelehrte und Schiffszungen, Geistliche, Ärzte und Laien, aber letztere nur über 55 oder unter 17 Jahre alt.

Ein alter, über 70jähriger Basler Missionar war dabei, der seit 45 Jahren drüben gearbeitet hatte und nun blutenden Herzens das Land seiner Liebe und seiner Arbeit verließ, ein greiser katholischer Priester, der 30 Jahre lang nicht daheim gewesen war, mehrere Zenanalehrerinnen, die 30 Jahre und länger im Dienste einer englischen Mission in Nordindien gearbeitet hatten, ein Herrnhuter Missionar, der große Forschungsreisen in Tibet gemacht hatte (während er in Ahmednagar interniert war, kam in London der erste Band seines großen Werkes über seine Reisen mit wundervollen Bildern heraus, und der zweite war gerade jetzt dort in Druck), Missionare mit ihren Familien aus Ostafrika und Indien, Kaufmanns- und andere Frauen aus Zanzibar, Rangun, Afghanistan, Bombay und Madras, deren Männer in Ahmednagar hatten zurückbleiben müssen. Manche Missionare, deren Familien mit der ersten „Golconda“ geschickt waren, reisten nun allein, die meisten mit ihren Familien. Und das Herz tat einem weh, wenn man manche von den Kindern Tag für Tag müde und matt in ihrem Schiffsstuhle liegen sah, sie litten noch unter den Folgen der Malaria, die sie sich in Bellary zugezogen hatten, und mancher armen Mutter ging es ebenso! Aber von kleineren Erkrankungen, besonders des Magens, was bei der Kost kein Wunder war, abgesehen, war doch der Gesundheitszustand verhältnismäßig gut.

Es waren 89 protestantische und 89 katholische Missionare an Bord, die ersteren gehörten den verschiedensten Missionsgesellschaften an, von den letzteren waren allein 65 Jesuiten, die hauptsächlich in Bombay im Unterrichts- und Erziehungswesen tätig gewesen waren, und von denen uns einer einmal einen sehr interessanten Vortrag über die Termiten, diese bösen Feinde des Menschen resp. seiner Sachen in Indien, gehalten hat.

Es wurde viel gesungen und musiziert, und es verging wohl kein Abend, an dem nicht Vaterlandslieder, vor allem das: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn!“ erklangen. Die Katholiken fingen ihren Tag schon um 5 Uhr mit einer Messe an, wir Protestanten versammelten uns um 7 Uhr zu einer Morgenandacht auf dem Mitteldeck, die von den Missionaren abwechselnd gehalten wurde. Eine besondere Erquickung waren uns die schönen sonntäglichen Gottesdienste im Esssaal, und es ging einem durchs Herz, als am ersten Sonntage der schon in Ahmednagar bestehende Chor der Missionare den ersten Gottesdienst auf der „Golconda“ mit dem 126. Psalm eröffnete: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden!“ Ja, es war einem wirklich wie ein Traum, dass die beiden langen bangen Jahre des Wartens und Harrens, der quälenden Ungewissheit nun endlich zu Ende waren, dass wir uns auf der Heimreise befanden.

Die Enge und das Gedränge auf dem überfüllten Schiffe waren groß. In drei langen Reihen stand Stuhl an Stuhl an Deck, und jedes Plätzchen und Eckchen musste ausgenutzt werden. Die armen Kinder, 105 an der Zahl, wussten oft nicht, wo, wie und was sie spielen, die geplagten, angespannten Mütter, wie sie sie beschäftigen und ruhig halten sollten! Da war es eine Wohltat, dass eine gute „Tante“ jeden Morgen für ein paar Stunden die Kleinen in einem Kindergarten sammelte, und mehrere Herren die schulpflichtigen Knaben und Mädchen in verschiedenen Klassen unterrichteten. Dann atmete alles auf über die ungewohnte Ruhe und Stille. Verschiedene Herren und Damen waren von den Passagieren in einen Ausschuss gewählt, der bei eintretenden Schwierigkeiten die Reisenden dem Kapitän gegenüber vertrat und manche Verbesserungen erreichte; andere Herren, evangelische wie

katholische Geistliche, hatten sich zum sogenannten „Kuliklub“ zusammengetan und erwarben sich unser Aller Dank dadurch, dass sie Tag für Tag in den Gepäckraum hinunterkletterten, um Ordnung in das dort herrschende Chaos von Kisten und Koffern zu bringen, die sie zum Schluss noch einmal auf ihre Haltbarkeit prüften, Adressen nachsahen usw.; ohne ihre aufopfernde Tätigkeit hätte wohl manch einer dieses oder jenes Gepäckstück nicht wiedergesehen.

Einer der mitfahrenden deutschen Ärzte hielt einen Roten-Kreuz-Kursus ab, der zahlreiche Teilnehmer fand. Zur Freude der Kinder veranstalteten andere Reisende mit Hilfe der Schiffsoffiziere ein Kinderfest mit allerlei Wettspielen und einer Verlosung, zu denen auch der Kapitän und seine Offiziere schöne Gewinne gestiftet hatten; so war immer ein reges Leben und Treiben.

An Seekrankheit hat es auch nicht gefehlt, besonders als wir zwischen der afrikanischen Küste und Madagaskar waren. Dort schaukelte das Schiff infolge der starken Dünung so sehr, dass mancher Schiffsstuhl umkippte und eines Nachts im Esssaal ganze Stöße von Tellern umflogen und auch wir auf Deck immer hin und her rollten. Aber im großen und ganzen durften wir nicht klagen, Gottes Engel haben uns geleitet, und auf Adlersflügeln hat Er uns über die Meere getragen; wir durften fühlen und merken, dass die Gebete unserer Lieben draußen in Indien und daheim im Vaterlande uns umgaben.

Am 30. März 1916 waren wir von Bombay abgefahren, und 8 Tage später erreichten wir die Inselgruppe der Seychellen, wo wir vor der größten Insel Mahé anlegten. Ich erinnere mich noch der wunderbar schönen Färbung des Meeres und der schönen bewaldeten Bergketten auf den Inseln, die uns in mancher Hinsicht an die Blauen Berge Süd-Indiens erinnerten. Nach 24 Stunden ging es weiter dem Süden zu. War es erst sehr heiß gewesen, so brausten jetzt an der Südspitze Afrikas kalte Herbstwinde einher, und in warme Mäntel und Decken gehüllt, lag man frierend in seinem Schiffsstuhl. Dann wurde abends zum großen Jubel der Kinder im Gänsemarsch von groß und klein Laufschrift uns ganze Deck gemacht, um wieder warm zu werden. In dieser Zeit wurden von der Besatzung allerlei Vorbereitungen getroffen, um dem vorhergesagten Sturm zu begegnen, aber zur Verwunderung der ganzen Schiffsmannschaft blieb dieser aus: „Die verdammten Deutschen haben wieder Glück!“ bemerkte der erste Offizier, und bei strahlendem Sonnenschein fuhren wir am Dienstag der „Stillen Woche“ (= Woche vor Ostern) in den von vielen Schiffen belebten Hafen von Kapstadt ein.

Da lag die schöne Stadt am Fuße des Tafelberges vor uns, wie gerne hätten wir sie wohl in der Nähe gesehen oder gar einen Ausflug auf den Tafelberg gemacht. Aber Kriegsgefangene dürfen dergleichen Wünsche nicht hegen, wir blieben in all dem Staub und Schmutz des Kohleneinnehmens drei Tage an Bord, man wusste nicht mehr, wo man sich aufhalten sollte, denn überallhin drang der schwarze Kohlenstaub, und was man auch anfing, alles war schmutzig und schwarz.

Unsere Wachmannschaft, 25 Soldaten unter dem Befehl eines Majors, eines freundlichen, älteren Herrn, durfte hinaus und wurde durch in Kapstadt liegende Soldaten abgelöst, die das Schiff scharf bewachten, wie man munkelte, weniger unsertwegen, sondern um die indischen Schiffslente am Ausreifen zu hindern.

Aber afrikanischen Boden haben wir doch betreten. Es wurde uns gestattet, eine halbe Stunde, natürlich auch unter militärischer Bedeckung, am Strande auf und ab zu gehen. In Gruppen zu 40 und 50 wurden wir nach doppelter Zählung hinaus- und ebenso wieder hereingelassen. Für die Kinder war es ein ganz besonderes Vergnügen, bei dieser Gelegenheit barfuss im Wasser zu patschen, und manche Muscheln und Algen wurden als Andenken mitgenommen.

Auf dem Schiffe entwickelte sich ein lebhaftes Getriebe, viele Händler kamen an Bord, und reißend gingen ihre Waren ab, da noch allerlei für die Weiterreise nötige Sachen eingekauft werden konnten. Besonders die frischen Früchte, wie erfrischende Weintrauben und wunderschöne Äpfel, fanden viele Liebhaber. Aber die Preise!!

Auch Bilder und Ansichten von Kapstadt wurden gern gekauft - da machte es einen eigentümlichen Eindruck, dass diese Ansichten-Alben, die von den in Kapstadt internierten Deutschen bei ihrer Abreise abgegeben werden mussten, auf der „Golconda“ ungehindert verkauft werden durften.

Es kamen nämlich jetzt noch 64 Deutsche an Bord, zum Teil lange in verschiedenen Lagern interniert gewesene, zum Teil auf ihren eigenen Wunsch reisende, verschiedene aus „Deutsch-Südwest“ (=Namibia), die andern aus dem „Kaplande“ (=Südafrika), die wussten gar viel zu erzählen von ihren Leiden, wie sie zum Teil von Ort zu Ort geschleppt wurden, wie der Pöbel mit ihrem Eigentum gewirtschaftet, ihre Sachen zerstört, ihre Häuser verbrannt hatte. Wir konnten nur Gott danken für die im Vergleich dazu milde und gnädige Behandlung in Indien.

Karfreitag früh ging es dann weiter, es herrschte starker Nebel, und zum ersten Male hörten wir das Nebelhorn heulen. Das Osterfest unterschied sich äußerlich nicht von andern Tagen, aber wenigstens war der Osterhase in Kapstadt an Bord gewesen, denn jedes Kind fand beim Morgenessen ein rotes Ei auf seinem Teller, und später verteilten kinderliebe Tanten noch bunte Tüten und Süßigkeiten unter sie.

Gleichförmig verlief das Leben diese ganzen sieben Wochen, ein Tag war wie der andere, da gab es einst große Aufregung, als es eines Mittags plötzlich hieß: "Mann über Bord!" Die Dampfpeife schrillte, das Schiff stand in kurzer Zeit, mit Windeseile wurde ein Rettungsboot hinuntergelassen und der Betreffende lange gesucht. Nach uns endlos scheinenden dreißig Minuten entdeckte man ihn und konnte ihn völlig erschöpft ins Boot ziehen. Es war ein eingeborener Diener, der sich mit einem Kollegen gezankt hatte und Prügel haben sollte - da sprang er lieber ins Wasser, aber seine Prügel hat er dann doch noch bekommen.

Am 27. April erreichten wir St. Helena, einen riesigen Felsen, der schroff aus dem Meere aufsteigt - wie mag es dem gestürzten Napoleon zumute gewesen sein, als er dieses sein Gefängnis vor sich sah! Und dasselbe Schicksal hatten die Engländer von heute unserm geliebten Kaiser zugedacht, und an Auspielungen darauf fehlte es nicht! In ein schönes grünes Tal eingebettet lag das Städtchen Jamestown mit seinen freundlichen Häusern vor uns, von dort sah man den schmalen Weg sich die Felsen hinaufwinden, der auf die Hochebene und zu Napoleons Wohnung führte. Oben standen Kanonen, in die Felsentwände schienen Kasematten eingebaut zu sein, die ganze Insel ist wohl eine große Festung. Es wirkte ganz eigen und stimmungsvoll, als am späten Abend im Schatten von St. Helena, während Scheintwerfer von der Insel aus immer wieder die ganze Gegend absuchten, ein

Jesuitenpater mit seiner schönen Stimme das düstere Lied vortrug: „Nachts um die zwölfte Stunde verläßt der Kaiser sein Grab“, das schildert, wie der tote Kaiser über seine Getreuen Heerschau hält.

Am folgenden Tage fuhren wir weiter und immer weiter dem Norden zu, nun wirklich der Heimat entgegen. Nördlich von den Kanarischen Inseln kamen wir in die „Kriegszone“, am schwarzen Brett wurde durch lange Anschläge mitgeteilt, wie sich die Reisenden im Falle eines Unglücks zu verhalten hätten, alle wurden mehrere Male an die Rettungsboote gerufen, die Plätze darin verteilt, richtige Übungen abgehalten, die Boote in Bordhöhe heruntergelassen, um ein schnelles Einsteigen zu ermöglichen, Rettungsgürtel wurden ausgegeben und anprobiert und für die Kleinen und Kleinsten von den besorgten Müttern neue angefertigt - nachts fuhren wir mit abgeblendeten Lichtern, auch die Kabinenfenster mussten verhängt werden, und auf den Decks herrschte finstere Nacht - ja, wir fühlten und merkten, dass wir nun dem Schauplatze des Krieges nahe waren.

Nach einer ruhigen Fahrt durch den oft so unruhigen Golf von Biscaya kamen wir in den durch seine schweren Nebel berüchtigten Kanal. Auch wir lernten diesen Feind der Schifffahrt kennen, und schaurig klang jede Minute das Nebelhorn durch den dicken, schweren Nebel, der wie eine Last auf dem Schiffe ruhte und der es wie eine undurchdringliche Wand umgab. Mitten in der Nacht antwortete in nächster Nähe ein zweites Nebelhorn, aber durch Gottes Gnade wurde ein Zusammenstoß verhütet. Der Kapitän soll nachher geäußert haben: „Dies war die furchtbarste Nacht, die ich je gehabt habe, ich wusste nicht mehr, wo wir waren!“

Nach und nach wurde die englische Küste sichtbar, die Kreidefelsen von Dover tauchten auf, alle Arten von Kriegsschiffen fuhren an uns vorüber, Schiffe, wie wir sie noch nie gesehen hatten, ja, das erste Luftschiff tauchte auf, und immer wieder blickte man nach oben, ob noch einmal so ein von vielen von uns noch nie gesehener Riesenvogel erscheinen würde. Vor der Themsemündung blieben wir am frühen Morgen des 16. Mai 1916 liegen, erst um 10 Uhr etwa öffnete sich die Kette der Wachtschiffe, und mit vielen andern Fahrzeugen fuhren wir die Themse hinauf auf London zu. Bei Tilbury legten wir an.

Das war eine fröhliche, aufgeregte Gesellschaft, die sich an jenem Tage zum Mittagessen versammelte, glücklich hoffte und dachte man, in wenigen Tagen daheim zu sein. Und dann entstanden allerlei dunkle Gerüchte, es wurde geredet von der Internierung Aller in London, dann wieder sollten nur die Männer zurückbehalten werden, dann wieder, wie bei der ersten „Golconda“, nur einige von ihnen. Aber Gewißheit war nicht zu erlangen, weder beim Kapitän noch bei den anderen Offizieren. Am Nachmittag wurden die von der indischen und südafrikanischen Regierung ausgestellten Pässe den Reisenden ausgehändigt und wieder abgefordert. Seit Tagen schon war von Allen fieberhaft gepackt worden, nun brachten vorsichtige Leute für eine nochmalige, etwaige Trennung ihr Gepäck in Ordnung, bedrückt und mutlos ging man schlafen - was würde der nächste Morgen bringen? Da wurden alle die schlimmen Gerüchte zur Wahrheit, alle Männer erhielten Befehl, in einer Stunde zum Verlassen des Schiffes fertig zu sein. Wohin würde es gehen?

Das gab wieder einen schweren Abschied, als um 10 Uhr der kleine Dampfer, der den Verkehr zwischen den beiden Themseufern vermittelte, an die Seite unsres Schiffes

kam, und einer nach dem andern mit seinem Kofferchen in der Hand die Schiffstreppe hinunterstieg. Wie lange würde die neue Gefangenschaft, die neue Trennung dauern? Wir folgten dem Schiffe mit unsern Augen, sahen die Insassen am andern Ufer landen und in dem langen Eisenbahntunnel verschwinden, wohin?

Ein anderer Küstendampfer holte bald darauf die Kranken, die in einem Hospital untergebracht wurden. So waren wir allein zurückgeblieben. Unbekümmert um die Sorgen der Mütter spielten die Kinder fröhlich umher und genossen es, dass sie endlich einmal Bewegungsfreiheit und Raum zum Spielen hatten.

Mit Interesse beobachteten wir das Ausladen der vielen riesigen Kisten des Vizekönigs von Indien, dessen fünf-jährige Amtszeit gerade abgelaufen war, und dem wohl kein Fahrzeug sicherer für den Transport seiner in Indien gesammelten Schätze erschien als die „Golconda“. Im Laufe des Nachmittags legte sich dann ein kleiner englischer Dampfer neben unser Schiff, und es begann das Umladen von unserm Gepäck, das ging die halbe Nacht durch, und endlich gegen 10 Uhr am andern Morgen war man fertig, wir konnten hinübergehen, und eine Stunde später fuhren auch wir ab, nun wirklich der Heimat zu.

Einige Wochen später lag auch die „Golconda“ auf dem Grunde des Meeres. Auf dem Wege in einen nördlich gelegenen Hafen, wohin sie ihre Ladung bringen sollte, wurde sie versenkt.

Der kleine, enge Dampfer, der uns nach Holland bringen sollte, fasste kaum so viele Menschen. Der Eßsaal z. B. hatte nur für 26 Personen Platz, so wurde in 8 Abteilungen gegessen, und es gab gute und reichliche Kost; so viel Rindfleisch habe ich noch nicht wieder auf meinem Teller gesehen!

Die See war spiegelglatt, auch der seekränkeste Mensch blieb gesund. Aber was auch uns ohne Gottes Schutz und Schirm hätte geschehen können, sahen wir an den vielen Schiffstrümmern, an denen wir vorbeifuhren, Mastspitzen versenkter oder sonst gesunkener Schiffe ragten aus dem Wasser, in der Ferne sah man aus dem Meere Rauchwolken aufsteigen, was auf ein brennendes Schiff schließen ließ, Kriegsschiffe zogen hin und her, und Unterseeboote jagten vorüber.

Die Nacht brachte man an allen möglichen und unmöglichen Plätzen zu, da längst nicht für Alle Betten zu beschaffen waren. Und der unruhige Schlaf war nur kurz. Früh um 2 Uhr gingen wir im Hafen von Rotterdam vor Anker, deutsche Laute schlugen vom Lande her an unser Ohr, nun noch einige Stunden, dann würden wir frei sein!

Groß war unsere Freude, als gegen 8 Uhr Herr Missionar Müger erschien; nun fühlten wir uns nicht mehr so allein und verlassen. Er besorgte das Einlösen unsrer holländischen Wechsel, half uns bei unserm Gepäck, und vor allem, er brachte die neuesten Nachrichten von daheim, und hier erst erfuhren wir, wie es wirklich aussah im Vaterlande und auf den Kriegsschauplätzen!

Deutsche Konsularbeamte erschienen zur Feststellung der Personalien, der Morgen verging schnell, um 2 Uhr nach dem hastig eingenommenen Mittagessen stiegen wir in einen kleinen holländischen Dampfer, der uns in 20 Minuten an blühenden Obstgärten vorbei - o, wie genossen wir dies erste Bild des Frühlings! - zum

Bahnhof brachte, wo liebe holländische Missionsfreunde uns empfingen und bewirteten; auch allerlei Kleidungsstücke hatten sie bereit für die, die sie nötig hatten. (Ich möchte hier noch erwähnen, dass auch in Kapstadt zwei große Kisten mit Mänteln, Kleidern, Decken und sonstigen Kleidungsstücken an Bord kamen, die von treuen deutschen Freunden in Kapstadt gesammelt waren für die vielen an Bord der „Golconda“, die nicht über warme Kleider verfügten.) Sie versorgten uns auch für die Weiterreise mit lecker belegten Broten und andern Essvorräten. O wie wohl tat es, nach den langen Reisewochen, nach allem, was man innerlich und äußerlich durchgemacht hatte, so viel Teilnahme und Freundlichkeit zu spüren.

Nun ging es quer durch Holland, durch den lachenden Frühling nach Goch, der allen Missionsfreunden wohlbekannten Grenzüberwachungsstelle, nachdem wir kurz vorher über die mächtige Rheinbrücke gefahren waren, die hüben von holländischen, drüben von deutschen Soldaten, den ersten Feldgrauen, die wir sahen, bewacht wurde. „Lobe den Herrn, meine Seele“, klang es in unsern Herzen, als der Zug gegen neun Uhr auf deutschem Boden hielt.

In Goch wurden wir in dem großen mit deutschen Fahnen geschmückten Saale der Zollabfertigungsstelle von Herrn Oberleutnant Merk in herzlicher Rede freundlich begrüßt und von dem Roten Kreuz mit Kriegskaffee und Kriegsbrot, die uns ausgezeichnet schmeckten, bewirtet und erquickt. Da lernten wir auch die „Sommerzeit“ kennen, und es kam einem ganz sonderbar vor, wie lange es hell blieb. Es entwickelte sich ein gar reges Leben und Treiben bis in den neuen Tag hinein. Noch einmal wurden die in Rotterdam aufgenommenen Personalien durchgesehen, verglichen und ergänzt, die Fahrscheine für die freie Fahrt zum Bestimmungsorte ausgehändigt, Telegramme an die daheim auf uns wartenden Lieben aufgegeben, zur Begrüßung eingelaufene Briefe an die glückstrahlenden Empfänger abgegeben (eine von uns erfuhr erst hier von dem Heldentode ihres Bruders, so wohnten einmal wieder Freud und Leid so nahe beieinander), das Gepäck wurde flüchtig durchgesehen -, da verging die Zeit im Fluge. Der große Saal wurde zum Schlafsaal umwandelt, wo todmüde Mütter mit ihren unruhigen Kindern den so nötigen Schlaf suchten und vielleicht auch fanden. Andere brachten die Nacht, oder vielmehr den übrigbleibenden Teil derselben, auf den Bänken und in den Gängen der Bahnwagen zu, und schon um 6 Uhr fuhren die nach Süddeutschland Reisenden ab, die nach den andern Richtungen folgten später.

So zerbröckelte allmählich die große Reisegesellschaft, und nun sind wir, die wir acht Wochen lang aufeinander angewiesen waren, in ganz Deutschland verstreut, und man hört nichts mehr voneinander. Wir Leipziger fuhren fast alle um 10 Uhr 15 Minuten in Richtung Leipzig, und mit uns die Breklumer und Hermannsbürger Missionsleute, die, wie auch einige von uns, auf dieser und jener Station ausstiegen, so dass unsere Reisegesellschaft immer kleiner wurde. In Hannover begrüßte uns Herr Pastor Lohmann, der zehn Jahre vorher in Kodaikanal unser Gast gewesen war, und in freundlicher Fürsorge dargereichter heißer Kaffee und richtige deutsche Butterbrote stillten Hunger und Durst nach der langen Fahrt.

In kurzer Zeit war nun der Zug in Braunschweig. Daheim (mein Telegramm war leider nicht angekommen) gab es ein fröhliches und doch wehmütiges Wiedersehen mit unsern Kindern, die ich fast fünf Jahre nicht gesehen hatte. Ich kannte sie fast nicht wieder, so groß waren sie geworden, und so sehr hatten sie sich verändert in diesen langen, für ein sehndes Mutterherz doppelt langen Jahren! Schwer war es,

dass der liebe Vater fehlte, aber Gottlob - schon nach fünf Wochen kehrten „unsere Männer“, um manche Erfahrung reicher, aus dieser zweiten englischen Gefangenschaft zurück.

Nun hat Gottes Güte einem jeden von uns ein Plätzchen beschert, wo wir auch in Seinem Weinberge arbeiten dürfen. Und in Seiner Schule lernen wir nun abwarten, wie es weiter mit uns, mit unsrer lieben Mission werden wird. Er kann uns ja, wenn es Sein heiliger Wille ist, auch die Wege nach Indien wieder öffnen!

Ihm wollen wir getrost alle unsere Sorgen anvertrauen, denn

Die Sach' ist Dein, Herr Jesu Christ,
die Sach', an der wir stehn,
und weil es Deine Sache ist,
kann sie nicht untergehn. —

(Quelle: Braunschweiger Volks-Kalender, 1918, Seite 31 - 41)

